

ETWAS GLAUBEN

Martin Walsers Novelle «Mein Jenseits»¹

Existiert diese Welt, die der Autor sich zu recht fabuliert? Was ist das Thema der Novelle? Ihre Handlung ist schnell erzählt. Den alternden Augustin Feinlein, beruflich auf absteigendem Ast und in der Liebe verschmäh, hat die Glaubensehnsucht gepackt. «Glauben lernt man nur, wenn einem nichts anderes übrig bleibt. Aber dann schon.» Not lehrt eben beten, wie das Sprichwort sagt. Nur fragt man sich, was das für ein Glaube ist, der gelernt sein will. Die Novelle spielt in der Gegend des Bodensees, der Reliquienkult ist allerorten präsent. Unwillkürlich lässt die Lektüre von *Mein Jenseits* einen den Geruch von Weihrauch, aber auch von muffiger Kühle in die Nase steigen. Ein Vorfahre Feinleins, ehemaliger Prämonstratenserchorherr, hat sich der Erforschung von Reliquien verschrieben. Nun hat den Reliquienkult wohl schon immer eine gewisse augenzwinkernde Skepsis begleitet. Den Anspruch historischer Wahrheit wollten zumindest die Gebildeteren unter seinen Verehrern noch nie überziehen. Feinlein aber treibt die Frage nach der Wahrheit des Glaubens auf die Spitze. Er entwendet das Reliquiar – und was passiert? Schier gar nichts. Die Prozession findet statt wie immer. Die Monstranz wird einfach ersetzt. Man glaubt eben, und der Glaube braucht weder Gründe noch Beweise. Selbstverständlich sucht man in der Novelle nach der echten Reliquie, so wie man im echten Leben suchen würde, und findet sie schließlich bei Feinlein. Die Logik ist verquer. Während die einen ihre eigene Dogmatik vergessen und den Kult weitergehen lassen, als sei nichts geschehen, fragt man sich bei Feinlein, ob er noch zurechnungsfähig sei. Man könnte sich zu dem boshaften Scherz verleiten lassen, dass doch Feinlein lediglich der Wissende unter den Normalen ist: Glauben ist schöner als nicht zu glauben. Hauptsache, man glaubt.

Walsers Novelle ist ein hinreißendes Schelmenspiel mit dem Thema des Glaubens, und mit der Frage, wie wahr Fiktion ist. Was wohl für Walser ein und dasselbe

ist. Wenn es um die Heiligblut-Reliquie geht, erotisiert Walser seine Sprache ähnlich, wie wenn es um die Liebessehnsüchte des alternden Mannes geht. Beides gibt es für ihn nur als Fiktion, und es ist als Fiktion wirklich. Es kommt nicht darauf an, ob die Reliquien echt sind oder nicht. Hauptsache, man glaubt, dass sie echt sind. Und wenn man nicht daran glaubt, ist zu glauben immer noch schöner als nicht zu glauben. «IN LIEBE ist mein Jenseits. Glauben, was nicht ist. Dass es sei.» Aber selbstverständlich weiß man, dass es nicht sein wird. Die Welt verklärt sich im schönen Schein. Und das Ich? «Wir sind ein Echo von etwas, das wir nicht kennen.»

Bei Nietzsche findet sich der Satz: «Insofern aber das Subject Künstler ist, ist es bereits von seinem individuellen Willen erlöst und gleichsam Medium geworden, durch das hindurch das eine wahrhaft seiende Subject seine Erlösung im Scheine feiert.» Wenn man Walsers Novelle so liest, dass sie ihre Zeit erzählt, könnte man folgern: Die Welt ist diesseitig geworden. Und der Glaube mit ihr. Auch wenn einige wenige die Fiktion noch für die Wirklichkeit halten. Allerdings nicht die sich alljährlich zum Blutritt versammelnde Geistlichkeit. Feinlein interessiert das nicht. Seine diesseitige Verschönerungsutopie lautet: «So tun, als sei das Blut echt, ist mir genau so unangenehm wie, das alles für ein Verdummungswissen zu halten. Wissen, dass das Blut nicht echt ist, aber glauben, dass es echt sei, das wäre das, was die Reliquie zu einem unvergänglichen Schatz machen würde.» Eben weil ein solcher Glaube die Welt verschönt. Gott ist dazu nicht vonnöten.

Man kann Walsers amüsante Novelle auch als Provokation lesen, es sich mit dem Glauben ein wenig schwerer zu machen. Er bleibt dann unterscheidbarer.

Magnus Striet

ANMERKUNG

¹ M. WALSER, *Mein Jenseits*, Novelle, Berlin 2010.